III. Jahr Heft 3

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Otto Weininger und sein Werk (Schluß) / Georg Trakl: Gedichte / Hugo Neugebauer: Der Befreier / Richard Weiß: Die Brüder / Alfred Henschke: Aspasia / Johannes Schlaf: Theodor Däubler / Ludwig von Ficker: Müder Wanderer / Carl Dallago: Sinkender Abend / Hugo Neugebauer: Einblicke / Hermann von Pfaundler: Das Seitental / Benedikt: Innsbr. Kunstschau 18 / Karikaturenfolge 51: Max von Esterle: Professor Josef Blaas.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. November 1912 Heft 3

Otto Weininger und sein Werk / von Carl Dallago

(Schluß)

II

Der Herausgeber des letzten Werkes Weiningers sagt in seiner Vorrede: „Otto Weininger verstehen, heißt soviel als den Dualismus und seine Projektion auf die menschliche Psyche, das Prinzip des Gegensatzes im Bewußtsein, verstehen... Otto Weininger war in hohem Grade zum Verbrecher veranlagt, und zugleich besaß er ein ungeheures sittliches Streben. Er kannte sehr wohl alles Böse; in ihm wirkte aber auch eine riesenhafte Wahrheitsliebe, eine an Heiligkeit streifende Seelengüte..... Seine Kraft war eine ungeheure, aber als die Gefahr so groß wurde, daß er ihr nicht mehr widerstehen zu können fühlte, da tötete er sich selbst, um nicht dem Bösen zu verfallen". Diese Annahme scheint mir im Grunde mit dem Ergebnis meiner Exkursion durch „Geschlecht und Charakter" nicht unverträglich. Darum halte ich mich hier nicht auf und verweile nur vor dem Dualismus, den ich als Folge ansehe und der daher seine Ursache haben muß. Wenn Weininger dem Dualismus erlag, so erlag er eigentlich den Ursachen dieses Dualismus.

Der Begriff ist im Zitierten klar genug dargetan. Doch ließe sich ergänzend hier von einem besonderen Dualismus reden, der gerade den genialsten Menschen jüdischer Abkunft

eignet. Und den Begriff des „Jüdiſchen", als eines ſpezifiſchen Menſchentums im Sinne Weiningers, hier aufnehmend, ſtelle ich nun — anſtatt „Verbrecheranlage" dem „ſittlichen Streben" — jüdiſche Oberflächlichkeit der Tiefe der Genialität gegenüber. So habe ich zugleich die Stelle erreicht, wo Judentum und Weiblichkeit in entſcheidender Weiſe auseinander gehen (was Weininger in ſeiner Art auch dargetan hat), und nütze dies dahin aus, daß ich hier die Oberflächlichkeit am Weibe als *Natur*, jene des „Jüdiſchen" als *Verfall* der Menſchennatur hervorhebe. Das Weib, als *paſſive* Natur, iſt Oberfläche gleichſam als das Fehlende zur Tiefe; ihre Willigkeit ſucht hier im Zuſammenſchluß *Anſchluß*. Je größer eine Weiblichkeit iſt, umſo größer auch ihr inſtinktiver Hang nach Tiefe. Es erlaubt den Schluß: daß auch Weib dort umſo mehr iſt, je mehr wo Tiefe iſt.

Das „Jüdiſche", als höchſt aggreſſives Element, iſt Oberfläche, die jede Tiefe verneint. Es iſt aktiv und abweiſend gegen alle Tiefe; es ſperrt dieſe gleichſam überall hinaus. Es verriegelt ſich und die Dinge und erlangt ſo von Allem eine handgreifliche Vorſtellung, die es für ein Erkennen nimmt. Es wuchert im heutigen Wiſſenſchaftsbetrieb. (Doch davon ſpäter).

Vorerſt denke man ſich zu dieſer wuchernden Unkraft, die Selbſtbetrug und gleichſam als Erbteil in einem Menſchen vorhanden iſt, die Tiefe der Genialität gelangend. Das Wie bleibt ein Rätſel. Sie iſt da und will ſich den Menſchen erſchließen. Das von Generationen her in dieſem Gelegene will ihr den Eingang verſperren. Es beleuchtet ein wenig das Herkommen eines Dualismus, der den ganzen Menſchen gefährden mag durch die Unerträglichkeit ſeiner Spannungszuſtände. Weininger hatte von dieſem Dualismus. Wieder fällt hier ein Licht auf „Geſchlecht und Charakter". Ob die Beobachtung des Weibes im Werke nicht

von einem Ererbten des Verfaſſers ſtammt, und erſt die Vertiefung dieſer Beobachtung von deſſen Genialität?

Abgeſchwächt wird die ganze einſeitige Schärfe des über das Weib im Werke Geſagten durch eine ſpätere Aeußerung Weiningers, die uns ſo hinterbracht wird: „Alles, was ich geſchaffen habe, wird zugrunde gehen müſſen, weil es mit böſem Willen geſchaffen wurde; vielleicht mit Ausnahme davon, daß Gott oder das Gute in keinem Einzelgegenſtand der Natur enthalten iſt, daß das Symbol des Sittlichen nur das Schöne, nur die ganze Natur ſein kann.“ Iſt das Erſtere auch nicht wörtlich zu nehmen, ſo ſcheint mir das zuletzt Geſagte doch wie ein Bejahen des Weibes, als eines zur ganzen Natur Gehörigen. Vielleicht hätte Weininger, wenn er länger gelebt hätte, dem Weibe die Seele, das intelligible Ich, wieder zugeſtanden. Aus ſeiner Tierſymbolik verſpüre ich nämlich Beziehungen ſich erſchließen vom Tier zum Menſchen, die wir ja nur ahnen und nie werden feſtſtellen können. So ſagt Weininger ſehr ſchön: „Das Auge des Hundes ruft unwiderſtehlich den Eindruck hervor, daß der Hund etwas verloren habe. Es ſpricht aus ihm . . . eine gewiſſe rätſelhafte Beziehung zur *Vergangenheit*.“ Das hat etwas vom Glauben an die Seelenwanderung an ſich. Und wäre der Hund ſich bewußt, etwas verloren zu haben (was wir ja nicht wiſſen können), ſo hätte er in gewiſſem Sinne auch Seele. Alſo Seele ſogar im Tier! Es iſt etwas, das ich nie abſtreiten möchte.

Wenn ich nun nochmals überſinne, warum Weininger lieber ſchied, als ſein Werk „Geſchlecht und Charakter“ zu vernichten (denn, daß er dies hätte tun müſſen, um leben zu können, davon bin ich überzeugt), warum das Geſchick es ſo beſchloß mit ihm, dünkt mich: daß es doch Außerordentliches war, was er leiſtete, und daß er damit vielleicht ſeinen ganzen Lebensinhalt ausgoß. Und wenn ich das

Geſchick, das ihn uns nahm und ſein Werk uns ließ, nicht zu tadeln wage, iſt damit meine letzte Wertung ſeines Werkes ausgedrückt.

*

Was ſich mir im letzten Buche Weiningers „Ueber die letzten Dinge" fühlbar macht, iſt, daß hier an nichts mehr ſo hart gerührt wird wie früher an das Weib. Mit dem menſchlichen und geiſtigen Wachstum auch hier gleichſam ein Abnehmen der Beſtimmtheiten. Jedenfalls iſt mehr Zögern in der Behandlung der Dinge, und jede Wertung berührt wie ein Verſuch. Neben dem Schuldproblem, das ſchon im erſten Werke umging, wird einem hier das Problem des Eigenhaſſes beſonders vor Augen gerückt. Das Vorhandenſein des erſteren führe ich auf die Erbſchaft aus dem „Jüdiſchen" zurück: es erſcheint mir eine tiefgründige Umkehr und Sühne für den Selbſtbetrug vorhergegangener Geſchlechter, die ſich damit abfanden, den Schein für das Sein zu nehmen. Es ergab ein extremſtes Inſichgehen, und dieſem ſchreibe ich die Ueberſchätzung des „Parſifal" zu. Das andere Problem iſt mir wie neu. Es macht Weininger zum großen Haſſenden.

Ich möchte auch größtes Unluſtgefühl nicht auf Selbſthaß zurückführen, eher dieſen aus dauernder Unluſt ableiten. Die Luſt ins Seeliſche übertragen bis zum Glücksgefühl läßt keinen Haß aufkommen. Es iſt ſicher ein Machtzuſtand der Seele, der ſogar Feindesliebe möglich macht. Aber Eigenhaß iſt vielleicht verbunden mit dem Schuldgefühl. Man haßt die Schuld an ſich. Unluſtgefühl allein, auch bis zu dem Grade eines Grauens vor dem Daſein, vor dem Rätſel des Daſeins (das vielleicht auch zum Grauen vor dem Rätſel Weib wird), wie es in tieferen Menſchen zuweilen aufkommen mag, bedingt noch lange nicht den Selbſthaß. Und ich glaube nicht, daß „der Menſch, der ſich ſelbſt am meiſten gehaßt hat" Nietzſche geweſen ſein dürfte. Jeden-

falls ſind große Glückszuſtände in Nietzſche aus ſeinem Schaffen konſtatierbar.

Die großen Haſſer ſind die großen Nehmenden, falls ſie große Schaffende ſind. Weininger iſt der erſte derartige Haſſer, deſſen Schaffen ich näher getreten bin. Er verſuchte der Schöpfung das notwendigſte Geſchöpf, das Weib, zu nehmen. Auch Ibſen und Nietzſche waren Nehmende, doch ſie nahmen nur das Unnötige: den Schein; Weininger ein nötigſtes Sein. Es war in edelſter Abſicht. Er wollte, daß der Menſch nicht mehr ſchuldig werde und ſcheute vor keiner Konſequenz zurück. Es erging ihm vielleicht ähnlich wie Pascal: er verdankte wohl zu viel dem Chriſtentum. Iſt es nicht wie kirchenchriſtliche Büßer-Ethik, wenn geſagt wird: „Der Selbſthaß ſteht gewiß moraliſch höher als die Selbſtliebe?“

Davon leite ich auch ſeinen Mißmut gegen Nietzſche her ſowie ſeine Parteilichkeit für Wagner. Sich ſtützend auf eine Zeitſchriftenmeldung, in der von Nietzſches Turiner Hausleuten einem Beſucher erzählt wird, „wie Nietzſche zur ſelben Zeit als er den ‚Fall Wagner‘ ſchrieb, immer zu ihrem des Klavierſpieles kundigen Töchterlein kam, und immer wieder den ‚Ring des Nibelungen‘ zu hören verlangte“, meint Weininger: „Schlimm iſt die Unaufrichtigkeit, mit der Nietzſche tat, als wäre ihm jener Uebergang (die Geneſung von Wagner, ſeiner ‚Krankheit‘) gelungen“. Das ſcheint mir übel gedeutet: indem es viel wahrſcheinlicher iſt, daß es Nietzſches Ehrlichkeit war, die den Ring immer wieder hören wollte, um nachzuprüfen, ob er deſſen Schöpfer nicht Unrecht getan habe.

Auch die Auslegung, die der „Wille zur Macht“ durch Weininger erfährt, fühle ich mißglückt. Es iſt der „Wille zum Wert“ im „Willen zur Macht“ enthalten. Nietzſche kam es offenbar darauf an, das ſichtbar Treibende in der ganzen Natur in eine Faſſung zu bringen. Es iſt ihm

überaus geglückt. Daß im Menſchen der Machtwille zugleich *Wertwille* iſt, hängt mit ſeinem *Sein-* und *Nichtſcheinen-*wollen zuſammen; aber im Tierreich und in der ſogenannten anorganiſchen Natur (welche Bezeichnung übrigens hinreichend für den Tiefſtand der heutigen Naturwiſſenſchaft zeugt) bleibt dieſer Wertwille dem Menſchen verborgen. Es ſchließt gewiß nicht aus, daß auch hier ein Wertwille tätig iſt.

Die Ueberſchätzung Wagners bezeugt beſonders der Ausſpruch: „Wagner iſt der Menſch mit dem größten Naturempfinden, das je ein Menſch beſeſſen hat.“ Ich glaube dagegen: der Menſch mit dem größten Naturempfinden ſchafft wahrſcheinlich keine Muſikdramen und gewiß keinen „Parſifal“. Und glaube, daß Nietzſches Worte: „Mein Schlußſatz iſt: daß der *wirkliche* Menſch einen viel höheren Wert darſtellt als der wünſchbare irgend eines bisherigen Ideals“ von einem größeren Naturempfinden ausgelöſt ſind, als ſämtliche Texte Wagners. Ich habe ſchon früher einmal geſagt, daß mir der *nur-textliche* Wagner, ohne ſeine Muſik, nicht von ausreichender Bedeutung ſcheint.

*

In der ausgezeichneten Wertung, die Ibſen durch Weininger zuteil wird, iſt nicht zu überſehen, wie dieſer ſich bemüht, die Ibſen'ſchen ſittlichen Forderungen mit jenen von „Geſchlecht und Charakter“ in Einklang zu bringen. Es endet damit, daß Weininger am Schluſſe ſeiner Abhandlung über „Peer Gynt“ bemerken muß: „Ibſen hat im Laufe ſeines Lebens leider *aufgehört, gleich Großes zu wollen*, wie zu der Zeit, da er den ‚Peer Gynt‘ ſchrieb... Wäre Ibſen der Ibſen des ‚Peer Gynt‘ geblieben, er wäre größer als Goethe geworden; denn der Menſch *kann* alles, was er *will*. Das hervorragendſte Stück der ſpäteren Zeit, ‚Rosmersholm‘, iſt *ſchwach gegen* ‚Peer

Gynt'; und Ibsens Wille sinkt nach ‚Romersholm' weiter". Ich glaube aber, daß Ibsen zu den seltenen Schaffenden gehört, die im Ganzen beständig aufwärts stiegen: wie Kant, Beethoven, Segantini. Und daß sein letztes Werk sein höchstes und entrücktestes ist. Weininger frägt sich hier: ob ihn (Ibsen) die erotische „Schuld des Mannes für das nicht mehr mißbrauchte und verachtete Weib einer imaginären Zukunft nicht zu viel hat hoffen lassen"? Weil Ibsen auch auf seine letzte Höhe noch das Weib, und nicht nur als Menschen, sondern als weiblichen Menschen, mitnimmt.

Aber das Buch enthält auch Vieles, das gewiß genialer Eingebung entsprungen ist. So, wenn Weininger bei Beethoven von einer „geretteten Freude" spricht. Und von wundervoller Erkenntnis ist der Satz: „Tor: Jesus' Abneigung gegen das Judentum wird zur Abneigung gegen die ‚Gescheitheit', zur Erhebung der Einfalt". Es bedeutet mir die Abneigung des schöpferischen Menschen gegen den Nur-Intellekt. Und noch tiefer geht der Ausspruch: „Das Leben ist eine Art Reise durch den Raum des inneren Ich". Er erklärt viel einfacher und zutreffender, warum sich im wahrhaft schöpferischen Menschen wenig Reiselust vorfindet, als jene Stelle in „Geschlecht und Charakter", die den Mangel an Reisebedürfnis auf Mangel an erotischem Empfinden zurückführt. Der schöpferische Mensch bereist eben sein Ich, das mit der schöpferischen Fähigkeit des Reisenden immer ausgedehnter wird, bis es sich dem All einfügt — im Unendlichen Anschluß findet. So einer ist sich des Ewigen in sich bewußt geworden und wird seßhaft. Segantini z. B. erfüllt völlig dieses Seßhaftgewordensein; ihn durfte Weininger keinesfalls als Künstler zweiten Ranges betrachten. Sein letztes Schaffen entspricht auch völlig dem, was Weininger vom genialen Künstler verlangt: „Da es den genialen Menschen aus-

macht, daß er in bewußtem Zusammenhange mit dem Universum steht, so wird auch in den Werken des Genius immer der Puls des Dinges an sich, der Atem des Weltganzen spürbar sein müssen." (Manche früheren Werke des Meisters mögen dies freilich noch nicht genug zum Ausdruck bringen.)

Der Reisebedürftige ist noch immer Sucher. Erst wer in sich gefunden hat, wird seßhaft. Auch Weininger war Sucher im höchsten Grade. „Er fühlte stets ein starkes Reisebedürfnis", wird uns berichtet. So blieb er noch zu unruhig, zu gährend für das Seßhaftwerden — für die einzige Reise „durch den Raum des inneren Ich".

Ich versuche nun noch, der Weininger'schen Auffassung, „daß Genialität höchste Sittlichkeit ist", in meiner Weise gerecht zu werden. Ich halte den Versuch, die Worte „sittlich", „Sittlichkeit" auf ein Hohes und Höchstes anzuwenden, nicht für glücklich; sie mahnen zu sehr an Sitte und damit an ganz außenstehende Dinge. Denn Sitte ist nicht sittlich; die von daher geleitete Sittlichkeit ist die Sittlichkeit des Philisters: sie ist Verlogenheit, gepaart mit dem Streben, allem Herrschenden schön zu tun. Die andere Sittlichkeit ist Wahrhaftigkeit, gepaart mit dem Willen, recht zu tun (ihrem Grundzug nach). Doch erst die höchste Ausübung dieser Wahrhaftigkeit und dieses Willens wäre höchste Sittlichkeit. Es bedingt das tiefste Erschließen des inneren Ich. Damit ist der Weg aufgedeckt, den Genialität gehen müßte. Er läuft schnurgerade zuwider einem Weininger'schen Ausspruch in „Geschlecht und Charakter", der freilich nur getan wird, um dem Wesen des Religionsstifters näher zu kommen. Er lautet: „Alle Genialität aber ist höchste Freiheit vom Naturgesetz". Und dann wird zitiert:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Freilich verweilt Weininger selber skeptisch vor diesen Verszeilen und meint: „Wenn dies so sich verhält“ .... Aber es verhält sich nicht so. Die Verse gehen jedenfalls nicht tief, sie veräußerlichen mehr eine Situation. Was wäre der Mensch, der sich von der höchsten Gewalt befreit hat? Befreit vom höchsten Willen und Gesetz — von der Gottheit! Denn wir dürfen hinter dem Naturgesetz immer noch die Gottheit vermuten, solange uns Beides tiefstes Rätsel ist. So gewendet wäre Genialität nicht Ueberwindung des Naturgesetzes, sondern ein Aufgehen in dieses: es wäre zugleich die einzig mögliche Befreiung von diesem — jene höchste Freiheit. Die Verse müßten nun lauten:

Von dem Gesetz, das alle Wesen bindet,
befreit der Mensch sich, der sich zu ihm findet.

Das Bindende wird an solchen Menschen ein Lösendes. Und damit erst der völlig Gesetz gewordene Mensch der sittlichste Mensch, das Genie. Und „... tief unter ihm verschwunden alle menschliche Gesellschaft, versunken die Sozialethik“, (wie Weininger das „dionysische“ Jasagen Kantens schildert). Aber es ist in ihm auch verstummt der Schopenhauer'sche und Wagner'sche „Erlösungs“-Ruf.

*

Ich will nun mit Otto Weininger und seinem Werk abschließen. Das Thema hinterließ mir schon Müdigkeit, und ich fühle mich gedrängt, mich wieder meinem Landschaftsleben zuzuwenden. Zuvor doch sei noch der grandiosen Abhandlung über „Wissenschaft und Kultur“ — wohl der bedeutendsten Arbeit Weiningers — gedacht, an der ich nichts auszustellen wage, als daß Nietzsche den originellen Philosophen sechsten und siebenten Ranges zugezählt und einem Carlyle an die Seite gestellt wird, jenem Carlyle, der noch auf die Gesellschaft baut. Das liegt wohl an jenem, schon berührten, christlichen Mißmut Weiningers gegen Nietzsche und hindert nicht, daß jener, auch in entschei-

denden Dingen, diesem vielfach verwandt empfindet, so auch in der Anschauung über Wissenschaft und Kultur. Die Rangzuweisung hat sogar ihre Berechtigung für dort, wo die Philosophie als System gewertet wird. Aber bei Nietzsche hätte man dies nicht tun dürfen. Nietzsche ist Anbahner einer Philosophie der Tat, als solcher ein Größter, aber ein Anfang und nicht Vollender oder Erfüller. Er hat nichts zuende geführt. Seine Größe ist sein Raumschaffen für eine Philosophie der Tat; er bereitet darauf vor, daß eine solche wieder gesehen und gehört wird. Und er weiß, was Philosophie der Tat ist: daß sie mehr als jedes philosophische System ist. Damit lasse ich Nietzsche und wende mich der Untersuchung der Philosophie der Tat zu.

Sie ist gelebtes Sein. Daß das Denken und Empfinden gelebt wird, tilgt alles Scheinen und gibt dem Leben das Sein. So wird höchste Philosophie der Tat höchstes gelebtes Leben. Es wäre auch das sittlichste und religiöseste Leben. Weininger erkennt einmal: die alten Griechen hatten am meisten Religion. Darum: sie hatten eben am meisten Philosophie der Tat. Es wirft sein Licht auf Religion und Religionsstifter. Ob diese nichts anderes als größte Philosophen der Tat sind? Jede Religion ursprünglich nur hohe Philosophie der Tat? Und erst der Verfall dieser ermöglicht eine Religion in unserem kirchlichen Sinne. Daher: Es gibt keine Religionsstifter, es gibt nur Philosophen der Tat. Wenn diese groß genug sind, wird ihre Philosophie, als das eigentlich Religiöse, Religion. Jesus wohl der höchste Typ dieser Philosophenart (auch Friedrich Daab, der innerlich eifrigste Jesu-Forscher, verneint Jesus als Religionsstifter). In unsre Zeit hinein einzig Walt Whitman aufregend als solcher Typ . . .

Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder zu „Wissenschaft und Kultur" zurück. Schon das Tempo der Sprache,

das Weininger hier zumeist findet, gleicht dem raschen Lauf eines Flusses, der ungehemmt dahinfließt. Ein Zürnen steht an seinem Ursprung; es gilt den Wissenschaftlern und nimmt die evangelischen Worte auf: „Wehe Euch Schriftgelehrten! Denn ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen. Ihr kommt nicht hinein und wehrt denen, die hinein wollen". Und das große Wissen Weiningers wird hier zum Rüstzeug gegen das bloße Wissen. Es leuchtet hinein in den heutigen Wissenschaftsbetrieb und entblößt den Wahn der Wissenschaft, von dem ich Fernstehender schon im „Buch der Unsicherheiten" gesprochen habe, so sehr rückte ihn mir die Zeit vor Augen. Jenes „Jüdische", womit „keine Nation und keine Rasse, keine Konfession und kein Schrifttum" gemeint ist (und das bald den Deutschen geläufiger ist als den Juden), scheint in der heutigen Wissenschaft daheim zu sein, die vom Kapitalismus gefüttert wird. „Die Mäcene haben ihre Schützlinge gewechselt. Galt einst ihre Bemühung dem Künstler und dem Philosophen . . ., so gilt sie heute den Zwecken der Wissenschaft. Allerdings — es ist auch nicht mehr der Aristokrat, der das Geld in der Hand hat. Der große Kapitalist hat die Entscheidung, und er optiert für die Wissenschaft". Und weiter berichtet Weininger: „Der es wagte, an das Recht der Wissenschaft auf die Benützung des Spitalkranken zu Versuchen mit neuen Immunisierungsmitteln zu tasten, ist ein Dunkelmann und Antisemit; der es beklagte, daß Tiere fortwährend ohne Not lebendig gequält werden, mit seiner Sentimentalität ein verhaßter lächerlicher Störenfried. Vielleicht nur, weil diese Wissenschaft eine Demokratie ist ohne Präsidenten, . . . ist es noch nicht offen gesagt worden, daß die kleinste mikrochemische Feststellung mehr wirklichen Wert für die Menschheit besitze als die größte Dichtung."

Es entrollt eine Hauptseite der Korruption unsrer Zeit: Weil Kunst und Philosophie unbestechlich sind, indem

das Unbestechliche an ihnen, die Wahrhaftigkeit, ja erst Kunst und Philosophie ermöglicht, so hält sich das Aggressiv-Philiströse der sogenannten menschlichen Gesellschaft, der der Kapitalismus die Farbe gibt, an die Wissenschaft, von dieser die Zusicherung der Sicherung ihrer Existenz erwartend; sei es auch nur dadurch, daß alles hinausgesperrt wird, was sich nicht als erkennbar gibt, um so alles für erkannt und gelöst ausgeben zu können. Und die Wissenschaft, die immer mehr scheinen muß, als sie ist, um ihr Ansehen zu bewahren, und die immer leichter zu Ergebnissen findet, die hinaussperren, als zu solchen, die erschließen, diese Wissenschaft erschließt sich der Gunst der Zeit. Und weil sie selber mit all ihrem Besitz in ein Daseinserfassen nie hineinkommt, wehrt sie nun „denen, die hinein wollen". So ist die Wissenschaft heute am kapitalistischen Positivismus der Gesellschaft zur Hure geworden. Das Ergebnis ist: die Enträtselung der Welt, die Entseelung des Daseins, die Entgöttlichung des Alls. Es bedeutet zuletzt den Triumph des Nichts.

Weininger, den Gang der heutigen Wissenschaft verfolgend, drückt dies so aus: „Wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht!'... ist die Melodie aller Geschichte der positiven Wissenschaften. Im Ernst ausgesprochen bedeutete sie das Ende ... Denn dann wäre das Bewußtsein für die Hauptsache verloren gegangen."

Hier besinne ich mich, daß Weininger eigentlich aus dem wissenschaftlichen Lager kam, daß das wissenschaftliche Gebahren vielleicht entscheidend für seine Entwicklung wurde: Indem ihn erst der Widerwille in eine seiner früheren Berufsrichtung gegensätzliche Richtung warf und so erst in ihm eine sittliche Idee auslöste, die sich vielfach kirchenchristlicher Anschauung anschloß. Er fand in dieser mehr Geist, mehr Seele, mehr Leben als in jener, die sich erst damit lebendig erhält, daß sie das Leben vom Leben aus

schließt. Bei solcher Betrachtung der Dinge bekommt sogar die letzte Konsequenz Weiningers, daß die Vernunft das Fortleben des Menschen nicht wünschen könne, ihre Richtigkeit. Das Hineinsehen in wissenschaftliche Wirklichkeit verletzte so sehr sein Schauen, daß es sich nicht mehr bis zum wirklichen Menschen durchfand, der in seiner Fülle ewig eine Anbetung Gottes ist. So traf ihn vielleicht „das furchtbarste Geschick, das einen guten Menschen treffen kann: keinen anderen Menschen wirklich lieben zu können". Er vergaß, daß lieben können schon Glück ist und nicht erst des Menschen bedarf. Daß dieses Lieben-können erst fähig macht, auch Menschen zu lieben. So hat an der Richtung, die dieser ernste und tiefe Geist genommen hat, gewiß auch die heutige Wissenschaft viele Schuld — das „Jüdische" ihres Betriebs.

Es ist kein Zufall, daß mir wie zum Werke Weiningers gehörig ein Heftchen zukam, betitelt: „Deutsche Natur-Religion". Es ist wie auserschen dazu, den Widerwillen Weiningers vor dem heutigen Wissenschaftsbetrieb zu verdeutlichen. Es gibt sich nur als Grundzüge und hat Darwin und Häckel als Hauptheilige. Was man zu hören bekommt, ist aber genug, um die Begriffe Deutsch, Natur, Religion als völlig verdorben fühlbar zu machen. In der Einleitung heißt es: „Mit Rücksicht darauf, daß die Meisten heutzutage beruflich stark in Anspruch genommen sind, wurde der Versuch gemacht, in gedrängtester Kürze die wichtigsten Sätze zusammenzufassen, welche geeignet erscheinen, als Grundlage für eine neudeutsche Naturreligion auf naturwissenschaftlichem Boden — denn nur eine solche läßt sich der moderne Mensch bieten — zu dienen. Eine solche Religionsgemeinschaft müßte sich auf ‚Deutsche arischer Abstammung' (nach Eltern und Großeltern, väterlicher- und mütterlicherseits) beschränken."

Also nur Vollblutarier sollen zugelassen werden, diese „jüdische" Geistlosigkeit zu trinken! Schon öfter,

wenn ich die verschiedensten Kommis-Naturen als die eifrigsten Kunden des deutschelnden naturwissenschaftlichen Gebräus sah, mußte ich dieses als „jüdisch" empfinden. Jetzt wird es mir zur gewissesten Gewißheit, daß dem so ist. Ja ich glaubte, daß dieses Deutsch-Tuende von heute das eigentlich „Jüdische" von heute ist. Die „Welträtsel" sind sicher von derlei „Jüdischem" angefressen. Und wie bauernfängerisch ist dieses „deutsch-natur-religiöse" Vorhaben, das wohl darauf bauen muß, „daß die Meisten heutzutage beruflich stark in Anspruch genommen sind!" Die Frechheit, sich damit an Kreise zu wenden, denen man alles Wertvolle nehmen und nichts dafür geben kann, weil sie nicht verstehen können, was gegeben wird! Die nur blind mitmachen müßten! Und dabei keine eigentliche Führerschaft. Denn derartiges ist nicht auf einen zurückzuführen, sondern auf die innere Kraft- und Machtlosigkeit Mehrerer, die durch Zusammenschluß zu Macht kommen wollen. Wie sich die Wissenschaft dazu hergeben kann?

„Das hehre Ideal der Wissenschaft ist es, welchem der Wissenschaftler sein Ansehen dankt, dieses allein sollte sein Stolz sein", rügt Weininger. Aber seit die Wissenschaft zur Hure geworden ist, hat sie Machthunger. So kommt „das Täppische, Rohe und Freche" in ihren Betrieb. Und der Wissenschaftler muß kuppeln. Nur so kommt die Wissenschaft zu „deutscher Natur-Religion".

Es nötigt zu ernstester Warnung: Ob das „Jüdische", das der Jude aushält, den Deutschen nicht völlig verfallen läßt? Selbst Weininger, der hier schonungslos aufdeckt, muß auf eine Rasse-Eigentümlichkeit hinweisen, die in gewissem Sinne die Juden berechtigt, sich als „auserwähltes Volk" zu fühlen. Gewiß ist auch, daß sich dies „Jüdische" am Deutschen viel widerlicher fühlbar macht als am Juden. Und Nietzsches Wohlgefallen an diesem wird mir durch die „neudeutsche Naturreligion" erst ordentlich nahe gerückt.

Der wichtige Fingerzeig Weiningers nach der Wissenschaft berührt wie ein Vermächtnis an die Zeit. Weininger war vielleicht schon wie verschrieben dem Ewigen, als er dies sein Unzeitgemäßestes schrieb als das Zeitgemäßeste — als das der Zeit Notwendigste. Auch er erkennt den Verfall der Zeit in der Ausschaltung der Individualität, in der völligen Veräußerlichung des Ichs. „Die großen Philosophen sind wie die großen Künstler Individualitäten, keiner durch den anderen ersetzbar . . . Jede wissenschaftliche Entdeckung wird immer von zweien oder mehreren gleichzeitig gemacht und wer eine macht, hat nie das Gefühl, daß dies kein anderer so hätte schaffen können . . . Die Individualität des Genius führt es mit sich, daß immer anders . . . die Frage des Verhältnisses des Ichs zum All gestellt wird; die positive Wissenschaft ist nur gattungsmäßig und sozial, und . . . schaltet die Individualität aus: also kann sie nicht Kultur sein."

Und die positive Wissenschaft ist nicht Kultur; sie erschließt nicht die Natur, sie sperrt nur hinaus. Wo sie führend ist, führt sie immer hinab. So kennzeichnet den Verfall einer Zeit nichts so sehr wie das Populärwerden der Wissenschaft. Sie erreicht heute nachgerade die Popularität des Geldes und hat wie dieses die Eigenschaft, sich alles das anzueignen, was einen des Eigensten enteignet. Sie unterliegt der politischen Gesinnung, die gierig Gewinnste einheimst, die zu lauter Verlusten führen. Und nie findet es sich bei ihr, daß sie im Sinne eines philosophischen Geistes „in steter und unauflöslicher, frommer Beziehung und Absicht auf das Welträtsel steht", — sie erstrebt vielmehr die Tilgung aller Welträtsel, um die Ordnung ihrer Beschränktheit dem Menschen aufzudrücken.

So scheide ich von Otto Weininger und seinem Werke und sehe ihn zuletzt mit frommem Willen dem Rätsel des Daseins zugewendet und alle Natur schön findend. Es

begriffe in sich eine Rechtfertigung des Weibes als Natur. Es rettete ihn nicht mehr. Er war vielleicht schon zu mitgenommen von früheren Eindrücken und erreichte den letzten freien Ausblick erst auf Um- und Irrwegen, die ihn übermüdet hatten. So schied er. Sein vorzeitiges Ende doch vertieft nur sein außerzeitliches Schaffen und macht uns ihm mehr zugetan. Und das Beste aus diesem Schaffen bringt dem Künstler und Philosophen wieder zum Bewußtsein: daß man nicht da ist, um zu ordnen und einzusetzen, sondern um Menschen Ordnung und -Gesetz aufzulösen, damit der Mensch zum Menschen finde. Dann findet das Unbegrenzte auch wieder zum Unbegrenzten. Es wäre höchste Kultur. — —

Hier den Rahmen meiner Studie überschreitend, versuche ich, noch mehr darzutun, was Kultur ist. Kultur ist Erschließen der Natur: im Sinne einer immer größeren Eröffnung der Rätselhaftigkeit des Daseins, nicht im Sinne einer Tilgung oder Auflösung dieser Rätselhaftigkeit. Das bewußte Aufgehen in diese zuletzt die einzige Lösung: das Finden des Unbegrenzten zum Unbegrenzten. Dieses Finden bedarf vorher des Zusichfindens, und dieses wiederum der Weile des Ausreifens, des Mit-sich-Geschehenlassens, des Erleidens aller Tätigkeit. Ihm oblagen wohl auch die ersten Menschen: sie ließen in der Hauptsache mit sich geschehen. Erst das eigene Aufnehmen der Tätigkeit führte zu Kämpfen und veräußerlichte die Lage. Groß mag der große Kampf sein, aber größer ist der große Friede. Es ergäbe den großen Idylliker, den unhomerischen Menschen als Höhenmenschen. Es stellt den homerischen Menschen als ersten Anti-Menschen bereits in das Bereich des Verfallsmenschen. Es verlegt in die Uranfänge der Menschheit das tiefste Aufgehen in die Natur: die höchste Kultur.

So sahen es auch in weit zurückliegenden Zeiten die Weisen, die immer wieder mit dem „reinen Menschen der Vor-

zeit" den höchsten Menschen meinten. Heute ist die Anschauung umgekehrt. Der heutige Mensch als Verfallsprodukt mag es nötig haben, seine Abstammung vom Affen herzuleiten, um sich sein Fünfchen Ansehen vor sich selber zu retten und seiner unmäßigen Anmaßung Berechtigung vorzutäuschen: „Wie wir's so herrlich weit gebracht!" — Ich meine aber, daß sich selbst die Affen eines solchen Verfalls schämen müßten.

Damit habe ich die Wege von Wissenschaft und Kultur aus Eigenem weiter verfolgt; sie führen völlig auseinander. Die eine muß darauf bedacht sein, dem Menschen etwas, das immer da war und da ist und ihm nur verloren ging, wieder zu gewinnen; die andere vermeint aus dem Nichts zu Allem zu kommen. *Aber an den Uranfängen der Menschheit ragt unberührt von allem, hehr und mystisch, immer noch der Mensch; seiner wissenschaftlichen Entwicklung droht immer näher das Nichts.*

Varena, Juli—August 1912.

Gedichte / von Georg Trakl

Verklärter Herbst

Gewaltig endet so das Jahr
Mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.
Rund schweigen Wälder wunderbar
Und sind des Einsamen Gefährten.

Da sagt der Landmann: Es ist gut.
Ihr Abendglocken lang und leise
Gebt noch zum Ende frohen Mut.
Ein Vogelzug grüßt auf der Reise.

Es ist der Liebe milde Zeit.
Im Kahn den blauen Fluß hinunter
Wie schön sich Bild an Bildchen reiht —
Das geht in Ruh und Schweigen unter.

In den Nachmittag geflüstert

Sonne herbstlich dünn und zag,
Und das Obst fällt von den Bäumen.
Stille wohnt in blauen Räumen
Einen langen Nachmittag.

Sterbeklänge von Metall;
Und ein weißes Tier bricht nieder.
Brauner Mädchen rauhe Lieder
Sind verweht im Blätterfall.

Stirne Gottes Farben träumt,
Spürt des Wahnsinns sanfte Flügel.
Schatten drehen sich am Hügel
Von Verwesung schwarz umsäumt.

Dämmerung voll Ruh und Wein;
Traurige Guitarren rinnen.
Und zur milden Lampe drinnen
Kehrst du wie im Traume ein.

Menschheit

Menschheit vor Feuerschlünden aufgestellt,
Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger Stirnen,
Schritte durch Blutnebel; schwarzes Eisen schellt;
Verzweiflung, Nacht in traurigen Gehirnen:
Hier Evas Schatten, Jagd und rotes Geld.
Gewölk, das Licht durchbricht, das Abendmahl.
Es wohnt in Brot und Wein ein sanftes Schweigen.
Und jene sind versammelt zwölf an Zahl.
Nachts schrein im Schlaf sie unter Oelbaumzweigen,
Sankt Thomas taucht die Hand ins Wundenmal.

Der Befreier / von Hugo Neugebauer

Unter hoch gewöblter Wolke
wandelt, deren Schoß geſegnet
mit dem Retter ſeinem Volke,
denn ein Gott iſt ihr begegnet.

Als ſie ſich zum Brunnen beugte,
war es, daß er ſie berannte
und in ihrem Schoße zeugte,
was in ſeinem Buſen brannte.

Aus des Mutterſchoßes Grabe
wird ſein Same auferſtehn,
göttlich ſtrahlend wird der Knabe
vor den grauen Knechten gehn,

wird den alten Bund erneuern,
den der Himmel mit der Erde
ſchloß und ihren Mut befeuern
zu des Lebens Luſtgebärde.

Oeffnen wird er alle Hände,
alle Herzen, alle Schoße,
brechen alle Kerkerwände
wird der Kampferſtarkte, Große,

den die Völker all erharren,
Zwang erduldend dunkel ahnen,
der Zermalmer alles Starren,
der Entdecker neuer Bahnen

aus der alten Nacht zum Lichte,
das in unſern Träumen lodert,
der Verleugner der Geſchichte,
die vom Leben Sterben fodert!

Die Brüder / von Richard Weiß

Nikodemus Salpeter ging sehr verwirrt an den Häusern vorbei. „Das braune Tor, das graue Tor, das rote Tor“ murmelte er. Die weißen Zettel, auf denen freie Mietzimmer ausgeboten waren, klapperten; denn der Wind ging heftig, durch Ueberzieher, Rock, Weste, Hemd geradeaus zum Herzen. Einige hatten sich zur Wand umgedreht, die dünnen Spagatschnüre liefen durcheinander, das waren gewiß die besten Zimmer. Nikodemus Salpeter blieb stehen, griff nach der Tafel, während ein Mann mit einer blauen Geschäftskappe ihn schief ansah, und las. Er war vom Zimmersuchen sehr ermüdet, in seine Trauer um den Bruder mischte sich Unmut „Gerade jetzt ihm das an zutun . . .“, aber gegenüber wies eine goldene Hand zu einem Barbierladen, der in der dunklen Seitengasse lag, warnte ihn vor dem eindringenden Gedanken und erinnerte ihn an Gott. Geduldig las er „3. Stock, Tür 12. Reines Kapinet an streng soliden Herrn per sofort zu vermieten“. Eine schmutzige, enge Wendeltreppe, die zwei Menschen kaum Platz zum Ausweichen gegeben hätte, schraubte sich steil an kleinen braunen Türen, die seitlich in die Höhlung eingelassen waren, vorbei in die Höhe. Er stieg mit abwesenden Gedanken, machte automatisch Halt, riß an dem Glockenzug, der zäh feststeckte, und wartete. Die Frau drin, die in dem Vorraum, der zugleich als Küche diente und vom Lichthof trüb erhellt wurde, am Herde stand, wandte ihr altes böses Gesicht einem jungen Menschen zu, welcher in Hemdärmeln müßig herumlungerte: „Verschwind', Fallot!“ und öffnete das Guckloch. Nikodemus Salpeter wurde von einem funkelnden Auge gefragt, was er wünsche. Er antwortete, ob hier nicht ein Kabinett zu vermieten sei, 3. Stock, Tür 12, und wurde eingelassen. Der Herddampf beschlug seine Brille, er mußte den Schirm, den er stets

sorglich eingerollt bei sich trug, an einen Stuhl lehnen, und sein Taschentuch herausziehen, um vorerst die Gläser zu klären. Die Frau und der junge Bursche, der mit höhnischem Lächeln in Hemdärmeln noch immer dastand, hatten genugsam Zeit, die armen getrübten Linien dieses grauen guten Gesichtes zu ihrem Vorteil zu betrachten. „Hier ist das Kabinett", sagte die Frau, indem sie eine der beiden Türen öffnete, die in dem Küchenraum zu sehen waren. Das Kabinett war recht hell, aber ein gelber Widerschein kam durchs Fenster. Ein Eisenwaschtisch, eine kleine Truhe, an der Türe ein paar Haken für Kleider, ein Tisch und zwei Sessel, alles schmutzigrein, es war furchtbar. Er besah das Bett, das war die Hauptsache, denn die Wanzen bekriegen die Träume, aber wenn man schlafen konnte, war der Tag ziemlich gleichgültig. Schon schlich die listige Stimme des alten Weibes hinter ihm her. „Alles in bester Ordnung, rein, hell, zehn Gulden samt Bedienung, ich räum' selbst auf, ich wohne allein mit meinem Neffen. Wie mein Bruder gestorben ist, hab' ich ihn zu mir genommen." Nikodemus Salpeter sah durchs Fenster in den großen Hof mit den offenen schmalen eisernen Galerien. Sein Blick ging verzweifelt an den Vorsprüngen auf und nieder, überzog den Hof mit sich kreuzenden Drähten, starr stand im viereckigen Himmelsausschnitt über ihm eine Wolke und bemühte sich, den Hof mit den eisernen Galerien und Nikodemus Salpeter am Kabinettfenster und dem Drahtgewirr der rasch vergehenden Blicke in Wasserdampf nachzubilden. Nikodemus Salpeter dachte an den toten Bruder, der ihn ein wenig geschützt hatte, daß es nun dringend geworden war, wieder eine Stellung zu finden. Er war schon alt und nie recht geschickt gewesen. Ein Vogel surrte am Fenster vorbei. Die Frau sagte irgend etwas. Sie befahl und er zog seine Geldbörse. Die hatte er einem Bosniaken um vier Sechserl abgehandelt, wie schön wäre es,

die vier Sechserl noch in der Geldbörse zu haben. Das Zimmer absperren und dann noch den Schlüssel einsperren. Ende, Ende! Diese Gedanken hatten in den Worten der Frau, die ihn fragte, wann er einziehen wolle, gerade Zeit. Er nahm ruhig von den wenigen Münzen, die er in der Börse fand, zwei Kronen und gab sie der Frau als Angabe. Er werde gegen Abend kommen. „Der Herr sind doch stabil" fragte die Frau ängstlich. „Gewiß, gewiß" antwortete Nikodemus Salpeter. „Empfehle mich, empfehle mich" sagte die Luft, dann ging die Tür auf. Eilig kamen die Stiegenstufen aufwärts unter seine Füße, seine Hände fühlten sich leer an und wären gerne an einem Geländer abwärts gerutscht, aber er drehte sich an der Innenseite der Wendeltreppe auf Zehenspitzen um die Mauern. Die Straße, in die er hinaustrat, war immerhin heller. Er ging gürtelwärts, um mit der Stadtbahn zur Brigittabrücke zu fahren und seinen Koffer, den er vormittags nach dem Begräbnis des Bruders gepackt hatte, zu holen. Nun fuhr er schon. Das Coupé war ziemlich voll. Ueber einem eleganten Samtmantel bewegte sich der vorstehende Unterkiefer einer kräftigen Menschenäffin. Ihr gegenüber saß ein Buckliger. Der Hinterkopf war stark gewölbt, die Nase groß und spitz, die Ohren standen ab. In allen Gliedern saß ihm der Buckel. Er zitterte ein wenig. Denn die dicken Schenkel der Menschenäffin hatten sich auf der Holzbank breitgequetscht. Auch durch den Samtmantel hindurch sah das Geschlechtsauge. Der Zug hielt. Der Samtmantel stand auf und jetzt erst bemerkte Nikodemus Salpeter einen andern Mann, der gattenhaft neben ihr ging. Dessen gieriger Blick war liebend auf ihren großen Mund gerichtet. In diesem wäre er gerne ganz eingesunken und so konnte Salpeter den Mann erst sehen, als er den gierigen Seitenblick auffing, in welchem seine ganze Existenz kulminierte. Hinter den beiden bückte sich der Bucklige. Es war noch nicht seine Station.

Um eine halbe Minute folgen zu können, ging der Bucklige dann mit seinen schweren Füßen gassenstraßenweit zu dem Uhrmacher, bei dem er als tüchtiger Gehilfe bedienstet war. Uebrigens war inzwischen der Zug mit Nikodemus Salpeter auf dem hohen Viadukt über Dutzende Sekundenschwellen und Schienenköpfe gealtert. Das Coupé war leer. Das konnte der Dämon leicht ändern. Von einem Zugwind blähte sich der Fenstervorhang und die Leere bauchte sich zu einem braunen Wettermantel, einem Tirolerhütl und einem gesunden Gesicht. Der Dämon wußte, daß Nikodemus es sich selbst doch nicht beschwören konnte, was er dort bei dem Fenstervorhang gesehen hatte. Trotz der Volkszählung konnte man dem Dämon zwischen Stadtbahnstation und Stadtbahnstation nicht nachweisen, um welche Straßenecke herum ein aussteigender Mensch sich auflöste. „Habe ich die Ehre, mit Herrn Nikodemus Salpeter zu sprechen?“ fragte der Fremde. „Ja gewiß“, sagte Salpeter, „Sie kennen mich?“ „Nein“, sagte der Fremde, „ich vermute nach Ihrem Aussehen, daß Sie so heißen. Ich habe Sie oft mit Ihrem Bruder selig, der Ihnen ganz unglaublich ähnlich sah, zusammen fahren gesehen. Nur — haben Sie bemerkt, was für einen merkwürdigen Schirm der Bucklige vorhin hatte?...“ Nikodemus Salpeter erschrak, es fiel ihm ein, daß er seinen Schirm nicht mehr hatte. So hatte er nicht Zeit zu sehen, daß der Fremde das Coupé nicht verließ, sondern sich im Wind als Vorhang blähte. Uebrigens war die Brigittabrücke da. Er mußte aussteigen. Die Wohnung war nicht weit. „Erstes, ältestes, vornehmstes Brigittenauer Kino“ brüllte ein Ausrufer in blauer Livree. Nikodemus Salpeter fürchtete sich sosehr vor seinem eigenen Koffer, der zuhause fertig gepackt stand, daß er sich von der Stimme des Ausrufers zur Kasse schieben ließ. Er erstand einen billigen Sitz. Die Luft in dem kleinen Saale flimmerte heiß und ungewiß. Ein junger Mensch mit dicken roten Händen sagte

laut zu seiner Nachbarin, indem er seinen Finger auf das Programm in ihrem Schoße legte: „... die Entführung aus dem Seräul". In jedem Saale gibt es nur einen Punkt, in welchem das Bewußtsein sich erhellt. Der Punkt glitt in Nikodemus Salpeter. Und der saß auf einmal von innen erleuchtet da. Die übrigen sausten in der Zeit um einen ungeheuren Mittelpunkt. Die rote Hand vor ihm wuchs in den Schoß hinein, den sie entblößte, sie spielte mit dem Schoß, eine Ader trat knotigblau hervor, das Rot wurde braun, vergilbte und welkte. Jetzt lag Holzstaub darauf und ein süßer, herziger roter kleiner Wurm schabte den Knochen glatt. „Legts zum übrigen" sagte Nikodemus laut und der Bursche erschrak heftig und zog die Hand zurück. Aber da begann schon der Klavierspieler. Die Bilder drehten sich, eines dem andern nachschwirrend, in ungeheurem Kreise um einen Mittelpunkt, der weit hinter der Leinwand liegen mußte. Zuerst kam ein Reisestück „Die oberitalienischen Seen". Inseln mit weißen Villen, Wasserfälle und Segel, Bahnschienen-Unendlichkeiten brachten Sättigung und Paradieserinnern. Flüchtig und beweglich, war alle Materie willig zur Formung. Wie sich wiedergewinnen in der unerbittlichen Festigkeit der wirklicheren Straßen, wo man das Rücken des Stundenzeigers nicht mehr sehen konnte. Dann kam eine Groteske „Der Förster und der Hund". Der Sich-Spaßmacher spannte hundert Mäuler auf zu schallendem Lachen, zog eine Lacharabeske hundertmal in den Saalgrund. Die Melodie heulte, in tausend flitternden Punkten bellte der Hund. „Die Affen. Naturstudie" hieß das dritte Stück. Affen in einem Tierpark sprangen an den Gitterstangen und den Baumästen im Käfig auf und ab, ließen sich nieder, spielten mit ihren Jungen. Nikodemus Salpeter versuchte ihre Geschlechtsteile zu sehen, aber die flimmernde Bewegung des Bildes ließ das nicht zu. Da wurde er sich plötzlich bewußt, wie

sein Unterleib die unnennbare Müdigkeit, die ihn befiel (er hatte den ganzen Tag nichts gegessen) ausnützte. Er sprang auf, drängte sich an den Männern und Weibern seiner Sitzreihe, die wütend murrten, vorbei, war schon auf der Straße, in der die ersten Lichter entzündet wurden. Schnell lief er nachhause, öffnete, nahm den Koffer, legte den Schlüssel hin, und ohne sich in dem Raum umzusehen, den er zehn Jahre mit dem Bruder bewohnt hatte, schlich er leise, um sich von den Quartiersleuten nicht verabschieden zu müssen, durch das Vorzimmer hinaus. Nun trug er den schweren Koffer über die Brigittabrücke, wanderte durch die lange Alserbachstraße, stieg zwischen engen fensterlosen Häuserwänden eine hohe Stiege empor und bekreuzte sich vor einem Erlöserbild, das jeden Tag von einem verhutzelten alten Weib mit frischen Blumen geschmückt wurde. Nikodemus Salpeter blieb stehen und sah sich vorsichtig um. Niemand kam über die ausgetretenen Stufen gestiegen. Höher jenseits der nächsten Laterne verklapperte ein Menschenschatten. Eine ungeheure Angst ergriff den armen Salpeter. Er hatte vergessen, wo sein neues Quartier lag, wußte nur, daß es in Währing nahe dem Gürtel war. Er stolperte die letzten Stufen hinauf, rannte durch die Fluchtgasse, war wieder beim Gürtel. Er hatte kein Orientierungsvermögen. Fünfzig Jahre auf der fremden Erde hatten nicht hingereicht, ihn heimisch zu machen. Immer blieb er seiner Herkunft eingedenk. Aber noch lockte ihn die Speise der anderen Sträflinge. In die Nischen des Stadtbahnviaduktes gepreßt standen Männer, Weiber umklammernd. Noch schaute er sehnsüchtig hin, dachte an die kleine Berta mit den spitzen Brüsten, die er dort irgendwo vor zehn Jahren . . . Er rannte weiter. Was für Leute ihm begegneten! Ein Herr und sein Hund, die die gleichen Augen hatten. Ein Menschenaffe mit Bartkoteletts und zurückfliehender Stirne. Und wieder ein Menschenaffe, den seine Mutter begleitete. Die

aber hatte ein edles Geſicht. Den Affen, dem zuliebe ſie von den Ringgebirgen des Mondes, der feierlich in die blaue Leere gemalt über dem Gürtel hing, herabgekommen war, den mußte ſie gebären und ſpazieren führen. Was für Leute ihm begegneten! Jeder hing im Mittelpunkt des Schickſals und der Himmel ging ſchnell mit dem Schnellen, zögernd mit dem Trägen. Er erkannte die Häuſer nicht mehr, die Straßen ſchienen ſich ſeit Mittag verändert zu haben. So ſucht der Träumende den Traum einzuholen, aus dem er ſich entfernt hat. Er bog in eine Seitengaſſe, die er noch nie geſehen hatte. „Das braune Tor, das graue Tor, das rote Tor“ murmelte er verzweifelt. Er hatte das peinliche Gefühl, nackt zu ſein, und trat in eine Hausflur, um ein aufgegangenes Hoſenband feſtzubinden. Ein verkrümmtes altes Weib kam die enge finſtere Wendeltreppe heruntergetrippelt und bettelte ihn an. Er gab ihr ein paar Kreuzer und ſie dankte mit glucſender Stimme: „Glücklich iſt, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern iſt.“ Schon war ſie auf der Straße. Da erkannte er, daß er zuhauſe war. Er kreiſte die enge Treppe empor, läutete, ging wortlos an der Frau, die ihn geſchwätzig empfing und auf den Schirm wies, den er nachmittags ſtehen gelaſſen hatte, vorbei in das Kabinett. Er entkleidete ſich raſch, ſank müde in das neue Bett. Betend fühlte er ſich in einer anderen Welt vor Gott knien, den er bat, ſchon zurückkehren zu dürfen, während eine unbegreifliche Leichtigkeit Knie, knien und Gott ſelbſt auflöſte. Und plötzlich war alles wieder irdiſch, er wickelte ſich in die Tuchent, machte bekümmert ein Budget für den nächſten Monat, eine ungewiſſe Empfindung des Fremden, in welchem er von jetzt an leben ſollte, ging ſchon in die Zerrgeſichter über, die den Aether zwiſchen Augapfel und Lid zu bevölkern begannen. Im leeren Raum ſuchte er nach dem Bruder, durchſchweifte alle Welten, ſaß rittlings auf dem leuchtenden Ring des Saturn.

Der Schlaf war ein großer Herr, er nahm, ohne zu fragen, eines der gemalten Quadrate von der Wand und reichte es ihm. „Nikodemus Salpeter", ſtand darauf, „ein Tag geſtrichen". Dann war es eine große Null, durch den weiten gewölbten Gang ſah ihn ein Auge an, das Auge des Bruders. Vieles Unſagbare ereignete ſich weiter, bis er nach acht Nachtſtunden durch den gewölbten Gang wieder in das Bett und den Tag ging.

Aſpaſia / von Alfred Henſchke

Wir wiſſen nicht, wieviel wir wogen,
Die wir an einem Tage deine Joche zogen
Und ob ſich Prieſter nicht an Bettler band.
Du ſchwangſt mit einer heiligen Gebärde,
Als ſeiſt das einzige Weib du dieſer Erde,
Des Pflügers Peitſche in geſtraffter Hand.

Wenn früh dein Mund den letzten Kuß verhauchte,
Der Tag, ein hell Getier, ins Zimmer fauchte,
Vor deinem keuſchen Blicke hielt er an.
Die andern Frauen lagen mit verzerrten
Mienen, und unſre Hände bogen ſich wie Gerten
Nach ihnen, die aus Greiſenſchädeln ſahn.

Du bleibſt uns ewig treu, wie Fels und Quelle,
Dich als dieſelbe hebt und ſtürzt die Welle,
Dein Schickſal fliegt, ein Samenkorn im Wind, wohin?
Auf dunſtig ſilbren Lüften ſegeln
Herbſtſchleier nach den eigebornen Regeln
Und jeder trägt des ganzen Lebens Sinn.

Theodor Däubler / von Johannes Schlaf *)

Zu Däublers Vorlesung am 22. November

Für den Begriff des Epos ist das antike Volksepos maßgebend, wie es sich etwa als homerisches oder altgermanisches Epos aus der orphischen Kultdithyrambik der Urzeit hervor entwickelt hat. Dieses Volksepos hatte den spontan subjektiven, emotionalen Charakter des Urdithyrambus abgestoßen und die Persönlichkeit des Dichters hinter seinem Gegenstand verschwinden lassen, wodurch das Epos seine objektive, vorwiegend referierende Art gewann. Es geht nicht gut an, etwas anderes Epos und epische Dichtung zu nennen. Doch hat dieses Epos, das sich ja auch seinerseits aus einer noch früheren Stufe der Dichtung hervor entwickelte, wie alles seine Entwickelung.

Auf das Volksepos folgte das Kunstepos. Aber das war wohl schon der Anfang vom Ende des Epos überhaupt. Zwar behielt das Epos — erinnern wir uns an Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg — die objektiv referierende Art des Volksepos bei: indessen doch nur mehr äußerlich. Denn wie markant springen zum Beispiel die Individualitäten eines Wolfram und Gottfried aus ihren Dichtungen hervor und wie markant unterscheiden sie sich gegeneinander! Außerdem hatte das Epos hier aber bereits seinen Zusammenhang mit dem religiösen Kult und der jeweiligen Mythologie desselben verloren, ohne den das eigentliche Epos nicht denkbar ist. Zwar könnte man dem „Parsival" Wolframs gegenüber ja von einer christlichen Mythologie sprechen: aber gewiß nur ungenau. Es handelt sich im „Parsival" durchaus nicht um ein umfassendes

*) Autoris. Abdruck aus dem „Zeitgeist" (Beiblatt zum Berliner Tageblatt)

mythologisches Weltbild, wie in den antiken Mythologien, nicht um eine solche Gestaltung des Weltschicksals, sondern nur darum, daß ein einzelner Mensch im christlichen Sinne das Heil gewinnt.

Sicherlich aber hatte mit dem Epos Gottfried von Straßburgs die „Verweltlichung", die Ablösung des Epos vom religiösen Kult im antiken Sinne begonnen und mit ihr seine vorschreitende Auflösung. Zwar hielt sich das Epos noch bis in die Renaissance hinein, nachdem Dante sogar noch den ungeheuren Monumentalbau eines religiös christlichen Epos geschaffen hatte; doch fing das Epos gerade in der Renaissance an durch die Prosaform der Novelle und des Romans verdrängt zu werden, die, aus notwendigen Vorbedingungen und Neuformen hervor, welche bereits das alexandrinische Zeitalter gezeitigt hatte, entstanden oder sie doch mit Entschiedenheit wieder aufnehmend, von da an bis auf unsere heutige Gegenwart sich immer mächtiger und breiter entwickelten. So daß man sagen kann, alles, was seit der Renaissance in Europa an Epen gedichtet wurde, kann nicht mehr Epos im maßgebenden Begriff genannt werden, sondern ist ein Kunst-, wenn nicht gar ein gekünsteltes Produkt, dem die organische Notwendigkeit und Bedeutung des alten Epos abgeht. Sehr kennzeichnenderweise haben diese epischen Dichtungen nach der Renaissance denn auch die alten Kunstformen des Epos in einer wirklich lebendigen Weise nicht weiterzuführen und zu bereichern vermocht, sondern sie ahmten lediglich möglichst getreu, besonders die Form der gräko-romanischen Antike nach. Goethe dichtete ja sogar einen so urdeutschen Stoff wie den „Reinecke Fuchs" in Hexametern.

Also: alle diese Ependichtungen, so hoher dichterischer Wert ihnen in anderer Hinsicht im Einzelfall auch zugestanden werden muß, bedeuten nichts als den Ausgang, die Dekadenz, das Absterben des Epos. Jede Wiederbelebung

hat sich inzwischen denn auch als aussichtslos erwiesen. Weder Jordan, noch Grosse, Graf Schack oder Heinrich Hart, dessen „Lied der Menschheit" kennzeichnenderweise nicht über seine Anfänge hinauskam, haben etwas geleistet, was ernstlich als Epos in Betracht käme.

Wohl aber ist freilich eine andere Richtung in der Entwicklung des Epos seither sehr bemerkenswert, wenn auch keineswegs aussichtsreicher als der eben gekennzeichnete Ausgang des eigentlichen, objektiv referierenden Epos. Ich habe jene epische Dichtung im Auge, wie sie höchst lebendig als Epos des Lord Byron in die europäische Dichtung eingriff. Erinnern wir uns der Epen der russischen und deutschen Romantik, der Epen Lenaus auch. Diese Richtung des Epos reicht sogar lebendig bis in unsere Gegenwart hinein. Wir denken zum Beispiel an Liliencrons „Poggfred" und an Dehmels „Zwei Menschen".

Sollten wir hier vielleicht dem eigentlichsten Ausgang des Epos gegenüberstehen? Jenem, der nicht bloß Ausgang und Ende, sondern lebendiger organischer Uebergang ist? Der orphische Dithyrambus, aus dem das Epos entstand, war Lyrik im eigentlichsten und ursprünglichsten Sinne; diese neuen und neuesten subjektiven Epen aber — die meist sogar die alte objektive Form des Epos direkt travestieren —, wie wir sie seit Byron haben: sind sie in ihren jüngsten Offenbarungen nicht ganz offenbar im Begriff, Lyrik zu werden? Zweifellos! Und einzig aus diesem Grunde sind sie auch noch lebendig, haben sie vielleicht sogar noch eine gewisse Zukunft, während das objektiv referierende Epos, das ohne irgendwelche antike Anleihe in Form und Inhalt gar nicht denkbar ist, hoffnungslos tot ist, weil unsere Moderne ihm eben unmöglich noch weitere Lebensbedingungen bieten kann.

Nun hat sich uns aber außerdem jüngst ein ganz besonderer und außerordentlich beachtenswerter Fall dieses modernen subjektiven Epos dargeboten. Ein Fall, mit welchem

es ſich ungleich entſchiedener und bedeutſamer in den Urſprung aller Dichtung, die Lyrik, auflöſt, als das ſelbſt etwa in Liliencrons „Poggfred“ oder in Dehmels „Zwei Menſchen“ der Fall iſt.

Vor einem Jahre erſchien im Verlage G. Müller (München) die epiſche Dichtung „Das Nordlicht“ von Theodor Däubler. Leider iſt dies Werk, obgleich es ſich auch ſchon äußerlich ſehr impoſant und monumental darbietet, bis jetzt von der Kritik unbeachtet geblieben. Wenigſtens bei uns. Denn wie ich hörte, hat man ſich im Ausland, in Frankreich und Italien, inzwiſchen ernſtlich für dieſe machtvolle und ſehr eigenartige Dichtung intereſſiert. Es wird alſo Zeit, daß auch wir, die Landsleute des Dichters, ihr unſer Augenmerk ſchenken. Wir werden ſehen, daß das geradezu unerläßlich iſt.

*

Ein Werk von drei Großoktavbänden. Der erſte hält 420, der zweite gar 602 reichlich bedruckte Seiten. Dazu noch ein „Intermezzo“-Band von 151 Seiten. Alſo zuſammen 1173 Seiten! Unterhaltungslektüre oder ſelbſt Literatur im Format der ſchmächtigen Bändchen unſerer letzten Jahrzehnte iſt das freilich nicht. Sondern eine Arbeit, die Hingabe, Verſenkung, Ausdauer erheiſcht. Aber in wem der Trieb nach einheitlicher moderner Weltanſchauung lebendig iſt, den wird dieſes Werk, den werden die Tiefen einer ungewöhnlichen, ſtark und eigenartig geprägten Perſönlichkeit nicht wieder loslaſſen, und dem werden Werk und Dichter ſich mit unerſchöpflich reichen Schönheiten offenbaren.

Und zugleich wird er ſich einem dichteriſchen Ereignis gegenüberſehen, gegen das gehalten ſelbſt Dichtungen wie „Poggfred“ und „Zwei Menſchen“ ſchließlich doch nur einen, ich möchte ſagen: epiſodiſchen und außerdem einen allzu perſönlichen Wert haben. Und vielleicht einen — ich will

damit den bedeutenden Kunſtwert dieſer beiden Dichtungen nicht herabſetzen — noch zu pikanten. Denn weder das liebenswürdige Temperament des „Poggfred"-Dichters noch die pſychologiſch tiefſpürige, aber etwas zu raffinierte Intellektualität Dehmels können jenen umfaſſenderen und bei aller Subjektivität objektiven Geiſt erſetzen, den es benötigt, eine wirklich große, moderne Weltanſchauungsdichtung zu leiſten, die zugleich in jeder Zeile innigſtes und notwendigſtes Erlebnis der ganzen Seele iſt! Die muß ungleich weiter ausgreifen. Auch äußerlich. Von Volk und Raſſe aus, wie nur je ein großes Epos der Vorzeit, muß ſie Welt und Menſchheit umſpannen. Dazu iſt der Umkreis ſowohl von „Poggfred" wie von „Zwei Menſchen" von vornherein zu intim und zu beſchränkt. Es gehört hier auch äußerlich Dimenſion dazu. Jene große, machtvoll feierliche Dimenſion des alten Epos hat aber Däublers „Nordlicht" durchaus.

Handelt es ſich im übrigen aber hier wirklich noch um ein Epos?

Dieſe 1173 Seiten ſind weder wie das homeriſche noch das altgermaniſche Epos durchgängig in demſelben Versmaß verfaßt, noch auch beſitzen ſie im Sinn dieſer Dichtungen einen einheitlich vorſchreitenden Zuſammenhang von „Handlung". Hier iſt auch kein Mythos mehr; aber allerdings ſtrömen dafür alle Mythen in ein und die gleiche allumfaſſende Weltanſchauung und Geiſtigkeit zuſammen wie in einen gewaltigen väterlichen Ozean, um ſich in ihr von ihrer Vielſpältigkeit zu erlöſen.

Im übrigen alle nur möglichen Versmaße beiſammen. Terzine, Sonett, altdeutſcher Knittelvers, Alexandriner, fünffüßiger Jambenvers, Trochäus uſw. Selbſtändige Gedichte, kleine und größere, zwiſchen dem ſonſtigen Zuſammenhange, oder dieſer ſich in ſie auflöſend und ausdifferenzierend. Eine wunderbar unerſchöpfliche Polyphonie. Aber entſpricht ſie nicht durchaus der ſo komplizierten modernen Subjektivität,

die mit ihr zugleich die umfassendste, beweglichste, lebendigste, formbefreiteste und zugleich formvollendetste Objektivität bedeutet? Und nicht einen Augenblick das alles bewußt, gar raffiniert geklügelt bewußt. Immer notwendig aus dem Temperament, dem Seherischen, der Intuition hervor.

Ich sagte oben, daß sich das Epos über das subjektive, einzig noch lebende Epos seit Byron in die reine Lyrik, in den Urdithyrambus zurückfinden, in ihm, in ihr sich vollenden müßte: ich sage aber nicht zu viel, wenn ich hervorhebe, daß sich diese Vollendung, wenigstens für unsere monistisch europäischen Verhältnisse, mit dieser großen epischen Dichtung Däublers tatsächlich zum ersten Mal vollständig vollzogen hat! Dazu gehört Religiosität in solchem Sinne. Dazu gehörte ferner jene welthingegebene Naivität, jene Kindlichkeit und umspannend seherische Unschuld, wie sie den Dichtern der alten großen Epen und dem orphischen Urdithyrambus eignete. Dazu gehört weiter ihre Mystik, ihr orphisches Dunkel und eine gewisse urwüchsige Ungefälligkeit; und zugleich auch alle so ausgebildete moderne Vernunft, all unsere Intellektualität, aller Wirklichkeits-, Wissenschaftlichkeitssinn unserer Moderne. Wahrhaftig: wer das alles, was diese eigenartigste aller dichterischen Synthesen in einem so großen und umfassenden, in seiner Dimension so machtvollen und würdigen Epos vermochte, der muß auch wohl das Epos zu seinem Ursprung zurückgeführt haben! Das aber wirklich getan zu haben, ist die hohe und einzigartige Bedeutung Däublers und seines Werkes:

*

Der sich vollendende Europäer, dessen mächtiges allum fassendes Empfinden, des Weltfühlen die Erde und alle Wunder des Firmamentes, der all seine Vergangenheiten, die nicht mehr bloß nationale, sondern menschliche sind, und die zurückreichen bis zu dem Urleben des Protoplasma und in noch geheimnisvollere Tiefen hinein, umfaßt und über

schaut, dem sie in einer unsäglichen Weise vertraut geworden, in Fleisch und Blut übergegangen sind: er ist es, der sich hier ausspricht. Und zwar in einer so notwendigen und hinreißenden Weise, daß wir, obgleich seine Dichterpersönlichkeit uns zuweilen vielleicht bis zum Dämonischen naiv und allzu orphisch dunkel anmuten mag, Däubler gewiß neben einen Verhaeren stellen dürfen. „Mittelmeer", „Neapel", „Venedig", „Rom", „Perlen von Venedig", „Pan", „Sahara", „Das Kataklisma", „Das Nadrama" (Aegypten), „Der Ararat", „Die indische Symphonie", „Die iranische Rhapsodie", „Die Alexandrinische Phantasie", „Roland", „Die Auferstehung des Fleisches": nur so viel von den Ueberschriften sei angeführt. Aber was umfassen sie alles, deuten sie bereits an! Welch ein ungeheures Chaos von Menschen und Menschlichkeit mit allen Abgründen von historischer Dämonie und Triumphen höchster Geistigkeit und allmächtigen Lebenstriebes! Und doch das alles gar wohl in eine gute Einheit gefaßt. All das große menschliche Geschehen von Urbeginn, vom Geist einheitlicher Rasse aus gefaßt, die der große Werdegang und Zirkel ihrer Offenbarungen vom Norden („Nordlicht") nach Süden, dem Mittelmeer hin treibt. Und persönlich: das Erleben des Dichters selbst und des Idols seines Weibes, das ihn begleitet und ihm immer zur Seite ist. Eine erstaunliche Sensibilität, die sich allen Völkern, Rassen und aller Oertlichkeit anpaßt. Ein großer Menschheits- und orphischer Weltdithyrambus; tief symbolisch das Erlebnis eines Paares; das erschauernd schauende Erlebnis eines Mannes und eines Weibes. Wie sollte da nicht auch purpurne Mystik vom seherischen Rausch aus der Tiefe des Unterbewußten heraufgeworfen werden? Das ist hier so unvermeidlich wie notwendig und organisch. Man darf sich dadurch aus Bequemlichkeit nicht befremden lassen. Auch nicht durch die Form Däublers, die hier und da zuweilen fast wie Kuriosität anmutet. Auch das

gehört mit zu dem Weſen dieſer Einheit und befindet ſich in ihr an ſeinem rechten Ort. Wie überwältigend aber, wenn aus dieſem orphiſch verworrenen Schauern dann mit einem Mal die hehrſte, klarſte Schönheit — auch der Form — ſich hervorklärt! So im beſonderen in vielen Dichtungen der Zyklen „Rom“ und „Venedig.“

Das iſt Theodor Däubler; und das iſt ſein Epos „Das Nordlicht“. Um es zu würdigen, wäre ein ganzes Buch vonnöten. Ich darf mich hier nur mit dieſen knappen Andeutungen begnügen. Aber ich hoffe, ſie werden nicht nur dieſem einzigartigen Werke Leſer gewinnen, ſondern auch die berufenen Urteiler auf ſeine hohe äſthetiſche und kulturelle Bedeutung aufmerkſam machen.

Jedenfalls: Däubler zu umgehen, iſt unmöglich. Wir freuen uns heute, daß uns Frankreich einen Verhaeren geſchenkt hat: ſollten wir uns wieder einmal die alte deutſche Erbſünde zuſchulden kommen laſſen, daß wir den Dichter — den Epiker des Europäers — im eigenen Hauſe überſehen? Dieſe Zeilen möchten das verhüten . . .

Das nächſte Heft des „Brenner“ wird eine Auswahl Däubler'ſcher Dichtungen aus dem letzten Teil des „Nordlicht“ enthalten

---

Müder Wanderer / von Ludwig von Ficker

Alle Wege ſtürzen ins Dunkel
Grollender Wolken, von Nacht umſtellt.
Nirgends ein Stern, der mit liebem Gefunkel
Dir das Ziel deines Wanderns erhellt.

Manchmal ein Blitz nur reißt aus dem Schleier
Dinge, die ſehn wie Erfüllung aus.
Und es grüßt dich ein Baumſtrunk, ein Weiher,
Winkt wie ein Bruder, winkt wie ein Haus.

Sinkender Abend / von Carl Dallago

Kühl ins Kahlgerank der Reben
tropft des Abends grauer Schein.
Fernher über blaue Schroffen
wächst ein roter Hauch hinein
wie ein junges warmes Leben.

Bald verglühen Grat und Hügel.
Steiler wird der Lohe Lauf,
trägt die glutdurchwirkten Töne
in des Abends Dämmer auf.
Oben flammt ein Wolkenflügel.

Und es gleitet lind ein Läuten
wie ein Träumen übers Land.
Fahlweiß hebt sich ein Gemäuer
ab vom dunklen Waldesrand.
Ganz verwittert tut das Läuten.

Klang und Gluten sind verblaßt.
Rasch begräbt ein frostiges Dunkel
Hang und Wald und welke Weiten.
Lautlos wächst sich ein Gefunkel
hoch, das weder liebt noch haßt.

Einblicke / von Hugo Neugebauer

Carl Dallago zugeeignet

Ich fand einen Wegweiser, darauf ſtand: Ueber dich ſelbſt hinaus! Ich ſtand und ſtarrte. Da rief eine Stimme: Wachſe! Da ließ ich mein Wachstum gewähren und bin untätig ſeit jener Stunde.

*

Willſt du weiſe werden, ſo lerne das: nicht mehr wollen als du kannſt. Wüßteſt du, wie viel du kannſt, wie willig wäreſt du doch!

*

Erkenne dich ſelbſt, das heißt: Erkenne, daß du nichts erkennen kannſt. Und gib dich zufrieden mit dem Wirken des fraglos Wirkenden in dir. Ergib dich in dich ſelbſt, in dein Werk. Das iſt Weisheit.

*

Alles was gewußt werden kann, iſt es nicht wert, daß man es wiſſe. Und was es wert wäre, das kann man nicht wiſſen. Es iſt aber beſſer ſo. Denn wenn man es wüßte, dann wäre auch es wertlos.

*

Es iſt nicht möglich zu wiſſen, aber es iſt möglich zu glauben. Der Glaube geht den Weg des Werkes, denn es allein iſt das Wertvolle. Ich wirke und glaube, was in mir wirkt, in den Werken aller Natur zu erkennen. Die Freude meiner Ahndung iſt die Freude meines Lebens. Ihr Quell iſt das Wirkende, das Zeugende aller Natur. Alle Freude ſpringt aus dem Zeugen.

*

Ergebung in das Unabwendbare iſt Weisheit. Wolle nichts anderes als was geſchieht, geſchehe was wolle. Das iſt der tiefſte Sinn der Lehre: Segne jene, die dir fluchen.

*

Wir kennen nicht die Wege zum Geiſte, aber der Geiſt kennt die Wege zu uns und wandelt ſie, wann er will. Ganz vergeblich iſt es, ihn zu rufen, denn er gehorcht nur ſich ſelbſt.

*

Wir können nicht mehr als dem Geiſte die Türen offen halten. Alle Sinne ſollen ihm offen ſtehen bei Tag und bei Nacht. Denn von ihm gilt das Wort: Niemand kennt den Tag und die Stunde.

*

Es iſt das Dichten ein wirkliches Empfangen und Zeugen in Einem. Was geſchieden iſt in Mann und Weib, iſt Eins in des Dichters Seele, wenn der Geiſt ſie beſchattet. Dann fühlt er aller Herzen in ſeinem und aller Schickſale auf ſich und über ſich, fühlt er noch einmal das Wunder der Schöpfung in ſich werden.

*

Das Gedicht iſt ein kindlich Eräugnis im Gemüte, keine Handlung des Dichters.

*

Was ihnen einſt der Dichter war, das iſt ihnen heute der Prieſter. Der göttliche Beruf des freien Geiſtes iſt zum erlernbaren Handwerk worden und die Lehre dieſes Handwerks heißt Theologie.

*

Das Wort des Dichters, das einſt zur Tat der Zukunft wurde und zum Denkmal der Vergangenheit, zu eitelm Aufputz wird es heute mißbraucht, wo es überhaupt noch vernommen wird.

*

Alle andern Berufe geben euch nur Teilwirkungen deſſen, der ſie ausübt. Der Dichter gibt ſich ſelbſt, den ganzen Menſchen in ſeinem Werke.

*

Dichter und Denker: Erzeuger und Zergliederer.

*

Ein Dichter, ein Tantalus, der die Kraft des Herzens daran verschwendet, seinen Baum zu pflanzen und seinen Brunnen zu graben.

*

Feuer, Erde, Wasser, Luft: vier Kinder eines Vaters. Sie wirken das Weltwerk in Spiel und Kampf. Und der Vater? Er ist in ihnen die zeugende Kraft.

*

Das Feuer ist der reinste Urstoff, denn es allein duldet kein Leben in sich, weil es selber das Leben ist. Alles lebt vom Feuer, aber nichts darin.

*

Die Natur kennt kein Warum? Wozu? Wann? Wo? Wie? Sie kennt nicht einmal sich selbst. Sie ist das ewig und unendlich fraglos Wirkende.

*

Natur, die göttliche Künstlerin, ist voll Gefühles für ihr Werk. Ihre Freude über das gelungene ist die Schönheit, ihre Trauer über das mißlungene die Häßlichkeit.

*

Ihr, die ihr euch um Antwort plagt in selbstgeschaffener Qual, warum fragt ihr? Fraget nicht, wie eure Mutter, die Natur, nicht fragt. Wirket.

*

Die Natur fragt nicht, sondern wirkt, indem sie sich selbst folgt. Erst der Mensch legt die Frage in die Natur. Dadurch wird die menschliche Frage göttlich. Auf eine göttliche Frage gibt es keine menschliche Antwort. Oder doch? Doch. Der Mensch hat die Antwort bereit. Sie ist darnach, daß der Gott lachen müßte, wenn er gefragt hätte. Aber

er lacht nicht, weil er nicht gefragt und nicht gehört hat, weder lachen noch weinen kann, weil er kein Menschengott ist, sondern der Gott seiner selbst.

*

Gott: Die heilige Urflamme, von der wir alle das Licht im Auge haben und die Wärme im Blut. Ihr Werk ist offenbar, sie selbst ist verborgen.

*

Unsichtbar ist das Sehende, unbegreiflich das Sehen. Dennoch willst du das Gesicht erkennen? Quelldunkel steht es mitten im Meer des Lichtes.

*

Wenn ein Menschengeist den Geist Gottes begreifen könnte, wäre das Begriffene kein Gott.

*

Dichter fühlen den Gott in sich, Denker versenken sich in Gott.

*

Das Kind fühlt den Gott in seiner Schwäche, der Mann in seiner Stärke.

*

Gott willst du schauen? Erst lerne auf deine eigenen Schultern steigen.

*

Gottesgelehrte. Das Unbegreifliche begreifen wollen, dieser ohnmächtige Wille ist ihre Weisheit.

*

Trieb und Geist: Glut und Licht des dunkeln Gottes. Wo keine Glut, da kein Licht.

*

Welt: Zeug. Und im Zeuge Zeugen als Trieb: Trieb zum Werke, Weltwerke. Die Welt ein Werkzeug. Wozu? Zu sich selbst.

*

Alles im Leben ist wunderbar. Das Wunderbarste aber ist, daß alles so natürlich scheint.

*

Lehre mich, wie sich der Umtrieb des Himmels in Lebenstriebe verwandelt und du wirst mir das Geheimnis des Lebens enthüllt haben.

*

Leben und Tod. Es ist ein Hauch, der das Feuer anfacht und es auslöscht.

*

Die Furcht vor dem Tode ist der Anfang aller Torheit.

*

Alles Fürchterliche ist an das Leben gebunden. Es bleibt davon nichts übrig für den Tod. Warum also fürchtet ihr den Tod, ihr Toren? — Warum? Weil wir sterben müssen! — Das ist's: Das Sterben ist das Fürchterliche. Wenn man übers Sterben hinweg in den Tod gelangen könnte! — Aber das Sterben! —

*

Ich kenne nichts Lebens werteres als den Wunsch. Wer mit dem Wunsche zu sterben lebt, ist lebendiger als der wunschlos Lebende.

*

Der Himmel, wo alle Wünsche schweigen und ruhen sollen, eine Hölle wäre er dem, dessen Himmel der Wunsch ist.

*

Was ist der Wunsch denn anders als ein Gebet? Die wahrhaft Frommen sind die Wunschseligen.

*

Freigibig sein, verschwenderisch wie die Natur! O du selbstmörderische Wollust des Verschwendens, wer dich fühlt, der erlebt das Göttliche im Menschen!

*

Ob dich's dein Herz zu verschenken treibt, oder deinen Samen — wenn es nur rein erglühend geschieht, nur: Nimm mich, nimm mich! — heilig bist du in deiner Art und nach deiner Natur, denn du bringst Freude.

*

O du der Liebe frühste Ahndung! Wunsch ohne Ziel! Erstes Gebet des Herzens! Unerhört und eben darum unendlich!

*

Was ist Menschlichkeit? Was heißt menschlich leben? — Dem inneren Wachstum Raum geben. Alles, was es von außen hemmen könnte, entfernen und fernhalten. Dem Auftrieb die Nahrung gönnen und zuführen, die er verlangt, den Stoff zum Lebenswerke. Nicht nach Zielen und Zwecken fragen, sondern im Auftrieb des Wachstums aufgehn, ergeben im Willen, erleuchtet im Geiste, freudvoll. Denn das ist Freude: Gefühl des inneren Wachstums, des Blühens und Fruchtens im Werke.

*

Oder wie es uns Christus gegeben hat in dem göttlichen Gleichnisse: Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht. Ich sage euch aber, daß auch Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet war als ihrer eine.

(gez. von Max v. Esterle)

Alma Mater
Oenipontana VI

Professor J. Blaas

Das Seitental / von Hermann von Pfaundler

Das Seitental kennt Wandel nicht und Zeit,
Hat sich die Wälderdecke hochgezogen
Und träumt . . . . .

An seiner Mündung eines Tages bäumt
Aus stolzer Masse hoch ein Brückenbogen
Und lauter noch als tief die Ache schäumt,
Rauscht an der Zug, kreischt auf und ist entflogen.

Vom Speisewagen deuten sie herein:
Ein Seitental! Wie schrecklich muß das sein!
Und einer meint, hier ließe sich was machen,
Die Wasserkräfte, Holz, ein Luftkurort –
Der Schnellzug rast, das Seitental ist fort.

Innsbrucker Kunstschau XVIII

Thomas Riß (Meran): Kollektiv-Ausstellung im Ferdinandeum. Es ist eine für den kläglichen Raum zu große und holperig gehängte Ausstellung. Die Bilder hängen so knapp neben und über einander, daß sie sich gegenseitig belästigen. Manche bringen sich durch brutale Rahmen um bessere Wirkung. Mit scheinbarer vehementer Sorglosigkeit scheinen die Bilder wie ein Haufen anderer Gegenstände hereingeworfen, und farbige Rufe und plastische Schreie kreuzen sich, wie in angstvollen Träumen. Dieser erste Eindruck weicht aber der Ueberlegung, daß Riß zunächst sicher zu ehrlich ist, um seinen Bildern durch irgend welches Arrangement eine Wirkung zu sichern, die ihnen nicht unter allen Umständen innewohnt, und daß es ihm wohl überhaupt unmöglich wäre, einen Ueberblick über sein Gesamtschaffen zu bieten, ohne den Eindruck großer Unruhe hervorzurufen. Jedes einzelne Bild ist voll Eigenlebens, das den Beschauer mit größter Ueberzeugungskraft in seine Stim-

mung zwingt. Dieſe unmittelbare und auf jede ſeeliſche Dispoſition raſch einwirkende Macht verdanken die Bilder ihrer Entſtehungsart. Wohl kein einziges iſt die Frucht langen Kämpfens und Stauens, der inneren Reibungen, die nach vertiefter Einheitlichkeit, nach dem Jenſeits alles „Reizenden“ ſtreben. Es ſind lauter naive und raſche Reaktionen auf einen Natureindruck. Man kann ſich Riß vor der Natur nicht anders vorſtellen, als in ſteter Freude an der ſtofflichen Schönheit und in ſteter, auch für Divergentes offener Bereitſchaft, das Geſehene mit außerordentlicher Intenſität feſtzuhalten. Seine Perſönlichkeit iſt nicht ſo gewaltig, daß ſie der Durchſetzung einer einheitlichen Formidee leben müßte und nur Natureindrücke paſſieren ließe, die dieſem Urdrange entſprechen. Sein Naturell richtet, ſiebt, teilt nicht, es ordnet nicht die Kompliziertheit der Sinneseindrücke durch Geſtaltung, es hat keinen mit ihm geborenen Hemmungsfilter. Es hat keinen Stil, weil es ſich hingibt: Seine Seele wird durch ein Stück Leben berührt, und ſchon gehorcht ſeine Hand in ſtaunenswerter Gewandtheit. Und dieſe Gewandtheit, die keine Schwierigkeiten mehr kennt, leiſtet der Paſſivität wieder Vorſchub: alles gelingt ſo leicht, daß das Gelingen oft den Schöpfer beherrſcht. Sein jetzt ſichtbares Entwicklungsſtadium z. B. zeigt die Verteidigungsnot, in der ſich ſein angeborener plaſtiſcher Sinn gegen die erworbene Farbigkeit (eine Forderung des Tages) befindet. Die Farbe drängt ſich auch dort auf, wo es nur auf Plaſtik ankommt, und erſcheint dann als erzwungene Steigerung, die beim „Einſiedler“ nahe an die übertriebene Deutlichkeit realiſtiſch bemalter Skulpturen ſtreift. Immerhin aber zeigt ſich Riß' Können, ſelbſt wo es nicht gewachſen, ſondern trainiert iſt, als innere Konſequenz. Er iſt der echte, durch und durch ehrliche lyriſche Schilderer, mit einer lieben aufs Erzählende gerichteten Phantaſie und einer tiefen Kenntnis der Oberflächenerſcheinungen der Körper, die man irrtümlich mit Objektivität bezeichnen könnte. Sein Reichtum iſt die glühende Kraft, mit der er die Welt materiell-bürgerlich erlebt und liebt. Seine ſich hingebende Liebe iſt von Natur aus vielſeitig; ihr muß auch ein vielſeitiges Können entſprechen. Sein Bemühen muß ſich alſo darauf richten, das Stoffliche auch durch die Technik zu charakteriſieren, bezw. ſich ſoviel Tech-

niken geläufig zu machen, daß er damit auskommt. Das wäre das Fahrwasser in die Kunsthölle, wenn Riß nicht gerade in dieser Anpassungsfähigkeit aufdecken würde, was er für ein prächtiger, reinlich denkender, gerader und starker Künstler ist. Was in den Händen des Schwindlers zu ausgesprochenem Kitsch würde, macht in den seinen den Eindruck des naiven, aufrichtigen Bekenntnisses, daß er nicht mehr geben will, als er hat, und daß er -- müde aller Mühen einen Stil aus sich herauszupressen — sich des Lebens freuen will, indem er gesund und warm Geschautes in sprühender Lebendigkeit wiedergibt. So gewinnt die Persönlichkeit Riß' die Bedeutung eines notwendigen und hervorragenden Gegenparts gegen den stilsuchenden Teil der Tiroler Maler. Während diese eine Periode mit einer neuen Form abzuschließen suchen, bereiten die Wirkungen, die von Riß ausgehen, den Boden für neue Genies. Sie erhalten die Tradition des Könnens, das noch nicht Selbstzweck geworden ist, und verbreiten eine Liebe zum Leben, die erst da sein muß, um seine Entartungsformen hassen zu können.

Benedikt.

Zur Beachtung

Gedichte von Georg Trakl (Innsbruck) sollen in nächster Zeit in einem großen deutschen Verlage erscheinen. Dazu ist aber eine bestimmte Anzahl von Subskribenten nötig. Der Preis des Buches wird 3 *K* betragen. An alle, die diese Sache durch Subskription fördern wollen, ergeht die Bitte, ihre Adresse an die Schriftleitung des „Brenner", Innsbruck-Mühlau 102, zu senden. Zur Erleichterung dieser Absicht ist diesem Hefte eine Postkarte beigelegt, die ausgefüllt als Drucksache befördert wird.

II. Literarischer Abend des „Brenner“

Freitag, 22. November 1912

½ 8 Uhr abends / Kleiner Stadtsaal / Innsbruck

VORLESUNG

Theodor Däubler

aus eigenen Werken

I.

SCHNEE

(Ein Kapitel Autobiographie)

ODE AN ROM

SANG AN PISA

II.

Aus dem „Nordlicht“:

PAN IST ERWACHT

NACHT

ASTRALER GESANG

Moeller van den Bruck im „Tag“: Wovon das Werk handelt, das ist das ewige Grundproblem aller großen Dichtung, das ist das Prometheus-, Parsival- und Faustproblem der Erlösung. Um sie ringt die Menschheit. Die Idee der Erlösung wandert, als die Idee aller Ideen und die Religion aller Religionen, von Epoche zu Epoche. Völkerweise werden die Kulturen reif, sie auszusprechen. Und in einem Schöpfer steht der Zug der Erlösung dann wohl stille und wird Ausbruch und Ausdruck, Verheißung und Erfüllung zugleich, in einem neuen Symbol. Theodor Däubler, der sonst auch als Mensch zeitlos ist und jenseits steht von Sprachen und Völkern, hat sein Werk in deutscher Sprache geschrieben, weil nur in ihr der Erlösungsgedanke ausdrückbar war.

Prager Tagblatt... „Seine Idee ist eine Botschaft an alle Völker.“

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

PHILISTER

VON

CARL DALLAGO

Preis 80 Heller (70 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

:: NEUERSCHEINUNGEN ::

BRUNO FRANK

DIE SCHATTEN DER DINGE

Gedichte

Preis M. 1.50

HERMANN WAGNER

DAS DUNKLE TOR

Roman

geheftet M. 6.—, geb. M. 7.50

ALBERT LANGEN / MÜNCHEN

AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT. Aufsätze. — Verlag L. Rosner, Wien. — K 7.20

SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 4.20

DIE CHINESISCHE MAUER. Essays. — Verlag Albert Langen, München. — K. 7.20

HEINE UND DIE FOLGEN. — Verlag Albert Langen, München. — 96 h

PRO DOMO ET MUNDO. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 3.—

NESTROY UND DIE NACHWELT. — Verlag Jahoda & Siegel, Wien. — 80 h

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . .